

Über die Herkunft des Anklopfens, eines verschwindenden Adventsbrauches

Von Prof. Dr. Hans Siebberger, Weisenburg



n Stetten, einem Dorfe bei Gunzenhausen, heißt der letzte Donnerstag vor Weihnachten der Anklopfer. Da zogen in den Friedenszeiten vor 1914 die Kinder von Haus zu Haus, klopfen mit einem Holzhämmerlein an die Fenster oder Türen und empfangen von den Bewohnern Gaben: Zuderfachen, Badwerk, Dörrobst, Geld. Der Krieg beeinträchtigte Neigung und Fähigkeit zu geben und damit die Freude am Brauch. Er ist daher dort allmählich aus der Übung gekommen.

In Stetten galt nur der Donnerstag unmittelbar vor dem Feste als Anklopferleinstag, in andern Orten der mittleren Altmühllande und weiterherum waren die drei letzten Donnerstage vor dem 25. Dezember als Klöpfleinstage oder Klöpfleinstächte bekannt. Der Brauch war früher in der Gegend dort sehr lebendig, namentlich in Berolzheim, Meinheim, Trommetsheim, Dittenheim, Windsfeld, Gunzenhausen, Weimersheim, in Dödingen, Langenalthelm, Weisenburg, Pappenheim und Solnhofen war er nicht unbekannt; auch in anderen Frankenterten (Ansbach, Rothenburg, Kitzingen u. V.)¹⁾ wurde er geübt; ja er stand beim fränkischen Stamme überhaupt²⁾, aber ebenso bei den Bayern und Schwaben und zwar bis tief hinein ins Alpenland in Ansehen.

Wie der Name für den Tag entstand, an dem die Sitte gepflegt wurde, ist unschwer zu erkennen. Kinder, auch arme Erwachsene, meldeten sich durch Klopfen an der Haustüre, baten um Geschenke und sagten dabei gereimte Sprüchlein her³⁾.

Versuchen wir die Gründe auch für die Zeit unserer Vettelgänge aufzudecken. Der Herbst und angehende Winter ist derartigen Umzügen nicht ungünstig. Scheune und Speicher, Küche und Keller sind gefüllt. Der Mensch ist empfänglicher denn sonst für

¹⁾ In einer Belegstelle aus älterer Zeit heißt es: In superiore Germaniae parte, ea praecipue quae ad Almonam flumen vergit marchionatu Onolsbacensi comprehensa, cujus incolae plurimas gentillismi reliquias retinent, tempore adventus Christi sive media hieme (am Anklopferleinstag) vulgus per vias et pagos currit malleisque pulsat fores et fenestras indesinenter clamans «Guthyl, Guthyl» . . . J. S. Keiser, *Antiquitates septentrionales*. Hannover 1720, 307.

²⁾ „In Franken war es üblich, daß die Jugend während des Besuchs in den Abenden der drei Donnerstage vor dem Weihnachtsfeste von Haus zu Haus wanderte, an den Türen anklopfte, Lieder sang . . .“ Zeitschrift f. deutsche Mythologie und Sittenkunde 3, 1855, 67. —

³⁾ Im 15. Jahrhundert nannte man gewisse Reimsprüche dieser Art nach ihrem Anfangswort: Klopfen. Sie wurden vom Innern des Hauses aus gegen die klopfende Person gesprochen. Mit dem unwürdigeren Klöpfeln hatte der Klopfbrauch wenig zu tun. Er war eine „Neujahrespredigt“ in Betracht. Der Dichter schlug darin verschiedene Töne an: ernste, hitzige, zarte, derbe, je nach Lebenswandel und Wesensart des oder der Anklopfenden. Das Ganze schloß oft mit einer Vermahnung, einem Wunsch fürs kommende Jahr. Nicht mit Unrecht hat man die Klopfen daher auch als eigenartige Neujahreswünsche bezeichnet. Sie sind Ergebnisse der Kunstbichtung; doch lassen sich darin bisweilen auch echt volkstümliche Züge feststellen. Holz- und Rosenplät in Nürnberg waren die Hauptvertreter dieser Dichtungsart. Vgl. D. Schade, *Klopfen*. Hannover 1855.

Witten gabenheißender, bedürftiger Leute und daher geneigt aus seinen Vorräten zu spenden⁴⁾. Doch spielen, wie wir sehen werden, noch andere Umstände mit.

Den Brauch als christlich zu deuten halte ich nicht für richtig, wennschon in manchen Orten beim Klöpfeln Lieder geistlichen Inhalts gesungen wurden. Doch waren diese, wie nachstehende Proben erkennen lassen, keine Schöpfung des dichtenden Volkemundes. Auch erklären sie den Brauch in keiner Weise. Und schließlich: hätte die Kirche nötig gehabt gegen ihn einzuschreiten, wenn er christlichen Anschauungen entstammte?

Eine in Kitzingen an den Klöpfleinstagen vor 130 Jahren noch gesungene „Dichtung“ lautete zum Beispiel:

Jesus ging im Garten, ex gloria,
Dein Blülein wollt' er warten,
Deus Dominus, miserere nobis!

Das erste war ein Jügel, ex gloria,
Eine schneuweisse Jügel,
Deus Dominus, miserere nobis!

Das zweite war ein Nagelein, ex gloria,
Ein rosenrotes Nagelein,
Deus Dominus, miserere nobis!

Das dritte war ein Weiglein, ex gloria,
Ein himmelblaues Weiglein,
Deus Dominus, miserere nobis!

Das erste war Gott Vater, ex gloria,
Hat Himmel und Erde erschaffen,
Deus Dominus, miserere nobis!

Das andere war Gott Sohn, ex gloria,
Der trag die Dreesen-Kren,
Deus Dominus, miserere nobis!

Das dritte war Gott Heiliger Geist, ex gloria,
Der schuf die ganze Christenheit,
Deus Dominus, miserere nobis!

In derselben Gegend vernahm man noch vor 50 Jahren in den Klopfnächten das Lied Schirmers (Evangel. Gesangbuch Nr. 49):

Man jauchzet all, ihr Frommen,
In dieser Endenzeit,
Weil unser Heil ist kommen,
Der Herr der Herrlichkeit ist.

Am trefflichsten kennzeichnet Hercks „Advent“ die christliche Auffassung von der verweihnachtlichen Zeit. Es sei daraus die zweite Strophe angeführt:

⁴⁾ Ich erinnere an das „Wasslaufen“ gelegentlich der kirchlichen Schloßfesten. —

Ich klopfe an, da draußen ist's so kalt,
 In dieser Winterzeit;
 Vom Eise starrt der finst're Tannenwald,
 Die Welt ist eingeschneit,
 Auch Wänscherheryn sind gefroren;
 Ich stehe vor verschloss'nem Thore.
 Wo ist ein Herr, den Heiland zu empfangen?
 Ich klopfe an ¹⁾.

Mancher wäre vielleicht versucht, gerade im Hinblick auf das in Gerolds Gedicht Strophe für Strophe wiederkehrende „Ich klopfe an“, im Klöpfelbrauch, der ja in den Adventstagen gepflegt wurde, christliche Züge festzustellen. Mit Unrecht. Nicht minder falsch ist die Behauptung eines Schreibers des ausgehenden 18. Jahrhunderts ²⁾, wenn er sagt, die Sitte sei herzuleiten von der Gewohnheit der ersten Christen sich durch Klopfen auf das nahende Weihnachtsfest aufmerksam zu machen. Eine ähnliche, bei Hospinian ³⁾ auftauchende Meinung ist ebenfalls zurückzuweisen. Dort heißt es, „im Herrschaftsgebiete des Papsttums“ sei die Gewohnheit aufgekommen, daß an den drei Donnerstagen vor Weihnachten Knaben und Mädlein nachts umherlaufen und an die Türen klopfen um den Leuten die Geburt des Herrn ins Gedächtnis zu rufen. Es könnte sein, ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß die Kirche dem ihr unbequemen heidnischen Brauch einen christlichen Sinn hat unterlegen lassen, ein Vorgang, der sich hinsichtlich anderer Bräuche nachweisen läßt; von christlichem Ursprung kann indes nicht gesprochen werden. Merkwürdig ist folgende Übereinstimmung: Zur selben Zeit im Jahre etwa, da der gläubige Christ die Ankunft des Heilands erwartet, zur nämlichen Zeit bereitete sich der heidnische Germane auf Götterbesuch vor. Es scheint ferner, daß im 4. Jahrhundert die Kirche mit voller Absicht das Geburtsfest Christi in die Zeit der Winter Sonnenwende verlegte, in der auch der germanische Lichtgott geboren ward. Man begreift daher, daß unserer Weihnachtszeit noch Bräuche angehören, die auf heidnische Übung zurückgehen. Einer davon ist das Klöpfeln. Wie ich mir sein Werden denke, will ich nun darzulegen versuchen.

Wenn im Spätherbst oder Frühwinter Stürme das Land durchbrausten und düstere Wolken einander jagten, fuhr nach germanischem Glauben Wode (Wotan) mit der Wilden Jagd durch die Lüfte. Das war die Zeit, in der sich jedermann auf Göttereinkunft gefaßt machen mußte. Die Gottheit erschien in menschlicher Gestalt und schlechter Verkleidung vor den Türen der Wohnungen, wo sie um eine Gabe bat. Niemand konnte wissen, ob irgendein im Spätjahre Bittender ein gewöhnlicher Erdensohn oder ein verummumter Gott war. Deshalb wies man in diesen Tagen aus Furcht vor der möglichen Nähe eines Gottes keinen Bittsteller ab, beschenkte ihn vielmehr nach Vermögen. Ja, man stellte Befäße mit Speisen vor die Häuser, damit der nachts etwa vorbeikommende Gott mit seinem Tiere sich daran lehe. Die Menschen waren also gebefreudig gestimmt und die ohnehin gastlichen Germanen wiesen in dieser Jahreszeit keinen Fremdling unbezahlt von der Schwelle. Meist hielt man Kuchen und ähnliches Gebäck bereit, denn auf den Tisch der Götter kam fast nur süße Speise. Die Form der Kuchen war beeinflusst von der winterlichen Sonnenwendzeit,

¹⁾ R. Gerold, Palmblätter. Stuttgart, o. J. S. 85.

²⁾ Journal v. u. f. Franken 5, 1792, 752. —

³⁾ W. Hospinianus, De festis Christianorum. Genavae 1674, 160. —

in der man lebte. Man kuf runde Scheiben, die Vorgänger unserer Plättchen, im Andenken an das Sonnenrad; ferner Ebergestalten zum Gedächtnis an des Sonnengotts heiliges Tier und Widelfinder zu Ehren des neugeborenen Lichtgotts.

Mit dem Übertritt der Germanen vom Heidentum zur Kirche Christi wandelten sich natürlich diese Vorstellungen und Geystlichkeiten. Der Priester des Evangeliums konnte zwar den alten Glauben nicht gleich austreten, doch gelang es ihm öfters heidnischen Bräuchen ein christliches Gewand umzuwerfen, sodas, wie in unserm Fall, anstatt der Götter nunmehr Heilige der Kirche austraten. Diese bereisten ebenfalls im Spätjahr, in der Regel zur Nachtzeit, die Lande. Wir dürfen an den hl. Martin und den hl. Nikolaus, auch an Knecht Rupprecht denken, die verkleidet umherzogen. Ihnen und ihren Reittieren stellten die Kinder Gaben vor die Behausungen, wofür die Heiligen dadurch dankten, das sie Geschenke zurüßließen.

Umzüge solcher und anderer Vermummter in der vorweihnachtlichen Zeit waren seit alters im Schwange und finden mancherorts heute noch statt. Der dabei vollführte Lärm: das Rasseln mit Ketten, Schlagen auf Köpfe und Pöhen an die Häuser hatte ursprünglich keinen andern Zweck als die unheilbringenden Dämonen des Winters zu scheuchen, besonders von dem Hause, an oder vor dessen Türe man klopfte und lärmte. Das sich die Inwohner für solchen Geisterbann stets gerne erkenntlich zeigten, ist verständlich und es leuchtet ein, das aus der Sitte, die dem Ausübenden etwas einbrachte, später von manchem ein lohnendes Geschäft gemacht wurde.

Freilich war der Brauch lange Zeit auf drei bestimmte Donnerstage beschränkt. Warum man gerade einen Donnerstag, und zwar fast ausnahmslos^{*)}, zu seiner Pflege wählte, hing jedenfalls mit den religiösen Ansichten unserer heidnischen Altvordern eng zusammen. Wir werden nicht zu sehr irren, wenn wir annehmen, das die Germanen gerade den Tag zur Abwehr von Unholden und anderen feindlichen Mächten für besonders geeignet hielten, der ihrem stärksten Gott geweiht war: Thor oder Donar. Sinnbilder dieser Gottheit waren ohnehin Abwehrmittel gegen dämonische Einflüsse. So die Belemniten oder Donnerkeile, die man kleinen Kindern als Schutzsteine an einem Band um den Hals hing; die man ferner ins Haus legte, um dieses vor Mißschlag zu bewahren. Doch die beste Sicherung wider Ungewach war Donars Hammer. Mit ihm, dem Malmor, bekämpfte er selber am erfolgreichsten die mächtigen Götterfeinde, die Riesen. Um Ubles zu bannen grub man daher gerne das Hammerzeichen in Waffe und Gerät. Auch sonst bedeutete der Hammer viel: man berief durch seine Weitergabe Versammlungen oder vollzog durch seinen Wurf den rechtskräftigen Erwerb eines Grundstücks; man weihte damit am Hochzeitstage den ehelichen Bund und heiligte durch die Verührung mit ihm des Hauses Schwelle. Das Hammerzeichen segnete wie später bei den Christen das Zeichen des Kreuzes. Ich erinnere schließlich an die Redewendung „unter den Hammer kommen“, die im Rechtsleben noch heute üblich ist.

Nun verstehen wir, weshalb man in den Klöpfelnächten mit einem Hammer klopfte. Doch warum an einem Donnerstag? Weil dies nach germanischem Glauben der heiligste

*) In Kärnten galt der Dienstag — Einflüsse des Gottes Jiu — als Anklopfertag. —

Wochentag war, der Sonntag in unserm Sinn⁹⁾. Und dieser Tag war Donars, dessen Namen er ja heute noch trägt. Dank seiner Riesensärke, dank seinem furchtbaren Hammer, jenem leuchtenden Sinnbild eines übelabwehrenden Mittels, war Donar wie kein anderer Germanengott befähigt als Beschüzer der Menschen gegen verderbliche Mächte aufzutreten. Noch lange wirkte im Volksglauben, nicht nur an den Klöpfelstagen, die Heiligkeit des Donnerstags nach. Er war z. B. der beliebteste Hochzeitstag und neben dem Sonntag der bevorzugte Fleischtag. An ihm traten die Diensthoten die neue Stelle an, an ihm vollzog man den ersten allgemeinen Viehaustrieb. An Donnerstagen hielt man das Bad in heilkräftigen Quellen für besonders wirksam. An diesen Tagen gab man kranken Hausieren Heilränke ein oder band ihnen ein mit dem Zeichen des Donnerhammers versehenes Stück Papier um den Hals¹⁰⁾.

Daf später das Klöpfeln auch an andern Tagen kurz vor oder nach Weihnachten geübt wurde, daß man statt des Hammers zum Pochen öfters auch Kutten, Holzstücke oder bloß die Faust benützte, auch nur Erbsen, die Lieblingspeise Donars, warf; daß sich der Klöpfelbrauch mit andern Volksgewohnheiten (z. B. dem Fiheln, Pfeffern) vermischte: all das ändert nichts an der oben beschriebenen Sachlage, beweist nur, daß fast jeder Brauch in Einzelzügen während langer Zeiträume verkümmert oder entartet.

Der Brauch des Anklopfels ist hentzutage auch in anderer Hinsicht bereits stark verzerrt. Er wird, wenigstens bei uns in Franken, fast nur noch als unangenehme Bettelei empfunden. Die Ausübenden sind Kinder der verschiedenen Altersstufen, nur selten Erwachsene. Die Sitte stirbt allmählich aus, zur Freude der Lebenden. Die Klöpfelgängererei war eben mancherorts zur Landplage geworden. Doch nicht nur in unserer Zeit wird darüber geklagt; aus längst verwichenen Tagen liegen Berichte vor, die sich oft in recht beweglichen Worten ergehen über die „elende Gewohnheit“ und den damit verbundenen Müßiggang der Kinder, über ihr dabei beobachtetes Unmaß im Essen, über die Anlagern der Angebettelten und die mit dem Umherziehen verknüpften sonstigen Unschlichkeiten. Man darf annehmen, daß in größeren Dörfern 30 bis 50 Kinder dreimal — drei Donnerstage — an je ein Haus kauen und gabeheißend klopfen. Das war für viele Beher eine erhebliche Steuer, zumal da sich die Umherziehenden nicht immer mit einfacher Gabe (Brot) begnügten.

Während des Anklopfens plapperten die Klöpfelgänger, wie ich eingangs schon erwähnte, einen Reimspruch herunter. Als Beispiele mögen nach den früher genannten „geistlichen“ auch ein paar „weltliche“ mitgeteilt sein.

Heit is di ercht Knipfelerlnacht
 Wer hot se aufgebracht!
 Drei valuffna Weiber,
 Schleg'n s mit Scheiter.
 Ißl raus, Ween
 Oder i schleg a Loß ins Haus.
 Wir wünsch'n in Herrn an gelbes Tisch,

⁹⁾ „Der heilige Eligius bezeichnet besonders die Heilhaltung des Donnerstags als heidnischen Brauch“. W. Mannhardt, Die Götter der Deutschen und nordischen Völker. Berlin 1860, 199. —

¹⁰⁾ Vergl. über die Heilhaltung des Donnerstags besonders J. Grimm, Deutsche Mythologie. Göttingen 1835, 130. —

An jeb'n Ed an badna Fiesch,
 In der Witt' a Fläschle Mel,
 Das er so recht lasti sei.
 Wir wünsch'n der Frau an goldna Weg'n,
 Das mit Iann'o sehn ins Himmelreich,
 Ins Paradies, da sit'n die Engeln alljglicli.

Oder:

Klopf aa, klopf aa!
 D' Bäueri het an scheen Moo,
 D' Bäueri is a scheena Frau,
 Was se het, des gib's mir aa.
 Drauß'n in Zenna laaf'n di fass'n Henna,
 Drom in Fürcht hängt die Würsch,
 Sit mer d'langa, leßt di fer'n hanga.

Auch so:

On klopf Hämmerla, 's Brot licht im Kämmerla,
 'S Messa licht dancem, jelt m'r abbas gem.
 Koffl raus, Birn raus, geh i in a anders Haus.
 Gut haal, gut haal und mein Stoll a an Taal.

Ich fasse zusammen: Das Klöpfeln geht wohl zurück in altheidnische Germanenzeit. Der Hammer, mit dem man klopfte, weist auf Donar. Dieser Gott war der mächtigste Schützer gegen drohendes Unheil. Sein Tag war der Donnerstag. Man klopfte daher um Ubles abzuwehren mit dem wirksamsten Sinnbilde Donars an dem ihm geweihten Tage. Ob das Anklopfen schon in den ältesten Zeiten seines Bestehens nur um die Winter Sonnenwende herum oder auch sonst im Jahre nach Bedarf geübt wurde, vermochte ich nicht festzustellen. Der Grund, warum es, soweit verfolgbar, im Frühwinter auftritt, mag sein, daß gerade jetzt die feindlichen Kräfte am meisten zu fürchten waren. Auch wußte man, daß man in Spätherbsttagen nicht umsonst anklopfte, sondern Gaben empfang. Diese Gebefreudigkeit wurzelt in religiösen Anschauungen aus altgermanischer Zeit; sie erklärt sich aber auch aus einem gewissen Dankgefühl heraus den Klopfenden gegenüber¹¹⁾. —



Ein fränkisches Kafemattenlied



urch Herrn Adalbert Jakob in Würzburg erhielt ich ein handschriftlich überliefertes Gedicht, das meines Wissens noch nicht gedruckt worden ist. Es darf wegen seines Inhalts und wegen der Umstände, unter denen es entstanden ist, Anspruch auf Beachtung erheben. Nach der Ansicht des Herrn Oberstudienrats Dr. Karl Neisfert in Würzburg, des bekannten Herausgebers des „Deutschen Kommerzbuches“, ist dieses Lied jedenfalls gesungen worden nach der Melodie des Studentenliedes:

¹¹⁾ Es wäre wertvoll feststellen zu können, wo und wie der aussterbende Brauch des Anklopfens in Franken heute noch geübt wird. Freundliche Leser sind daher gebeten sachdienliche Mitteilungen an den Verleger gelangen zu lassen.